Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 19 (1917)

Artikel: Die Evakuierten
Autor: Wechsler, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751077

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE EVAKUIERTEN

Auf heute bin ich vom Kommando für Heimtransporte zum Dienste befohlen. Feldmäßig ausgerüstet, mit Gewehr und Sack, habe ich mich nachmittags fünf Uhr auf dem Bureau zu melden, wo die notwendigen Instruktionen erteilt werden. Der kommandierende Offizier schiebt mir zwei vielseitige Verordnungen zu, die ich nur flüchtig überfliege: Trockene Paragraphen und strenge Befehle, wo Mitleid und Nächstenliebe tätig sein sollten.

Auf dem Bahnhof stehen Frauen, Offiziere und Soldaten zum Empfang des Zuges bereit. Eine bitter kalte Winternacht. Schon weist der Uhrenzeiger auf neun Uhr und noch einmal wird eine Verspätung telephoniert. Es sind längs der Grenze alle Bahnlinien für Truppenverschiebungen belegt und diese verriegeln den Evakuiertenzügen die Durchfahrt. Die Soldaten ziehen ja dem Feinde, die armen Vertriebenen nur ihrem Vaterlande entgegen.

Endlich meldet ein badischer Beamter, der Zug werde in fünf Minuten ankommen. Von der Sanität wird die Krankenbahre bereitgestellt, man verteilt sich längs des Bahnsteiges, um sofort den Umlad in den schon bereit stehenden französischen Zug vornehmen zu können. Den meisten diensttuenden Soldaten ist die Arbeit bereits zum Beruf geworden. Sie arbeiten praktisch, nach Paragraphen und Befehl.

Ohne Signal, langsam, fast geräuschlos, mit abgeblendeten Lichtern rollt der Zug in die Bahnhofhalle.

Kein Schaffner ruft den Namen der Station, öffnet die Wagentüren, niemand im Zuge regt sich; es scheint, als berge er Waren, keine Menschen. Sogleich wird die Lokomotive abgekoppelt und fährt weg. Wir öffnen die Türen. Aus dem Wagendunkel, in welches das Hallenlicht einen kargen Schein wirft, kommen uns verängstigte Blicke entgegen; regungslos, teilnahmslos sitzen die Menschen zusammengedrängt in den Abteilen, bis wie ein Zauberwort unser freundlicher Zuruf Bewegung in die Heimatlosen bringt: „Sie sind in der Schweiz!“ „Sofort umsteigen!“

Auf den Gepäckstellen verstaut, unter die Sitzbänke gedrängt, an Hacken hängend, auf den Knieen ruhend, liegt in notdürftige Hüllen verpackt die ganze Habe, welche die Armen in der kurzen Frist weniger Stunden aus ihren Wohnungen und Häusern noch

retten konnten. Rasch hinüber mit allem in den französischen Zug. Willig folgen die Leute dem gepäckbeladenen Führer. Wie sie die langen, braungefärbten Wagen mit den bekannten Initialen erblicken, da ist es, als ob für einen Augenblick ein Freudenschimmer über die Gesichter husche.

Und nun sammelt jeder Führer seine bunt zusammen gewürfelte Schar auf dem Bahnsteig. Achzig Menschen, achzig Obdach-, achzig Heimatlose sind meiner Leitung anvertraut. Ich zähle 76 Frauen, Mädchen und Kinder und vier Männer, nein, Greise. Die Männer alle, vom Jüngling weg, der kaum dem Knabenalter entwachsen ist bis zum Sechzigjährigen sind im Kriege oder im Feindesland interniert. Willenlos folgen die Verstoßenen. Verschüchtert hängen sich die Kinder an die Rockschöße der Frauen. Mit hartem Schritt und mit Mienen, an die verhaltener Trotz seine Linien gezeichnet hat, schließen die Alten den Zug.

Sie alle haben gelernt, mit trägem Gleichmut des Lebens Schicksal, einem Bündel gleich, mit sich zu tragen, unbewusst wohin. Mißtrauend gehen die Blicke auf und ab. Verscheuchten Rehlein gleich drängen sich die Kleinen um die Mütter. Sie haben still verlernt, was Kind sein heißt. Aus Kinderträumen und vom Märchenspiel hat sie des Krieges Sturmflut aus dem Land getrieben. Sie fragen nicht mehr nach der Sonne, die aus Himmelblau und Mutteraugen schien.

Versonnen gehen die Männer und Frauen einher. Ihre Gedanken eilen zurück in die verlorene Heimat. Wie steht es wohl daheim?

Sprießt vielleicht auf dem Acker statt der jungen, hoffnungsvollen Saat der nimmersatte Tod? Und die Hütte, welche des Sommers Frucht und den Frieden der Familie barg? Schlug vielleicht schon des Feindes Feuer ein und warf den wilden Brand in Fach und First? Dort trägt ein Weib ein Kindlein an der Brust. Mit kummervollem Angesicht schaut sie dies Würmlein, das die Kriegszeit gebar. An seiner Wiege strahlte kein Stern, da fror die Not. Und wenn ein Kind nach seinem Vater frägt, dann weist der Mutter matte Hand dorthin, wo der Kriegssturm tobt. Einst weinten die Augen, wenn die Sehnsucht still nach dem Gatten suchte. Die Lippen zuckten einst, wenn das Kind nach seinem Ernährer frug. Nun sind die Tränen vertrocknet und ein starrer, schicksalsbitterer Zug verschließt den Mund.

Beißend dringt die scharfe Kälte durch die dünnen Kleider, der Hunger schaut neben dem Leid aus manchem dürren Antlitz.

Was in zwei Stunden für die Armen getan werden kann, soll geschehen.

Ein ehemaliges Fakrikgebäude dient seit zwei Jahren als Lager-, Kranken- und Badehaus.

Auf dem untern Boden, rechts neben dem Eingang ist das Bureau; hier findet die Kontrolle statt. Jeder Evakuierte trägt, an die Kleider aufgenäht, seine Nummer. Man hat keine Zeit, nach Namen zu fragen.

Nun teilt sich der Haufen Elend und Armut. Der Arzt hat gutbesuchte Sprechstunden. Aber auf die Spitalbetten mit den schneeweißen Linnen legt sich nur, wer sich nicht mehr weiter schleppen kann, sinkt nur der, den der Tod bereits gezeichnet hat.

Die Armen wollen heim; und wenn sie auch ihre Heimat nicht sehen können, sie wollen zurück in ihr Vaterland.

In einer weiten Halle liegen auf großen Tischen ausgelegt, neue Kleider: vom wärmenden Kinderhemdchen bis zur schmückenden Seidenkravatte. Wohltätige Menschen aus der ganzen Schweiz haben die riesigen Vorräte aufgestappelt, ohne zu wissen, sind es Franzosen oder sind es Deutsche, die sich darin kleiden werden.

Im Bade- und Waschraum betätigen sich emsige Frauenhände. Wohlige Wärme steigt aus den Wannen. Nackte Kinderbeinchen und Ärmchen strampeln und plätschern und schlüpfen in die neuen, schützenden Kleider.

Indessen wird im nahen Speisesaal das Essen bereitgestellt. Nimmermüde Frauenhände tragen auf.

Und wie meine Schar sich an die gedeckten Tische setzt, und wie gute, einladende Worte an die Ohren der Hungrigen klingen, da ist es, als löse ein zarter Liebeshauch die Lippen zum ersten Dankeswort. Fleisch und Gemüse steht für die Erwachsenen bereit, Milch für die Kinder und für *alle* Brot, frisches, duftendes Brot. Nach *dem* tasten die Mütter zuerst; sie befühlen es mit den Fingern, wie man etwas heiliges befühlt und liebkosende Blicke segnen es. Nun wird es mir bewusst, was die Worte bedeuten wollen: „Gib uns heute unser tägliches Brot!“

Unerschöpflich ist Frauengüte; und Frauenherzen sind es, welche wieder den Weg zu jenen finden, denen der Krieg die

Seelen verhärtet hat. Es ist, als tauen Eis und Winter auf. Es ist, als breche aus den Augen von Dankbarkeit ein leidenstiefer Blick. Es scheint, als spiele um der Gesättigten Mund ein feines Lächeln.

Der Stundenzeiger rückt gegen Mitternacht. Auf dem Bahnhof wartet der Zug zur Weiterreise. Hundert helle Lichter erwärmen die Wagen. Dankesworte, Abschiedsgrüße öffnen Herz und Mund.

Dem Vaterland entgegen fährt der Zug.

Meine Kameraden richten sich im Sonderwagen zur Nachtruhe ein. Ich kann noch nicht schlafen. Seitengewehr und Käppi lege ich weg und setze die Policemütze alter Ordonnanz auf, an der gemütlich die grüne Zottel pendelt. Es zieht mich zu meinen Schutzbefohlenen; aber nicht als Soldat, sondern als Mensch.

Das Erlebnis des heutigen Tages lässt sie noch nicht zur Ruhe kommen. Sie erzählen von ihrer Heimat, vom Elend des Krieges, von der Härte des Feindes und ihre Sinne eilen voraus nach dem geliebten Frankreich. Aus dankbaren Worten der Frauen und Männer spricht das Zutrauen und auch die Kinder fürchten sich nicht mehr vor den Soldaten. Jedes der Kleinen hat noch eine Schokolade mit auf die Reise bekommen. Zarte Händchen liebkosen die Süßigkeit, bis nur noch die braunen Mundwinkel vom seltenen Genuß Zeugnis ablegen.

In einigen Abteilen ist das Licht bereits abgeblendet und bald verstummt auch der letzte Mund. — Nun schlafen sie alle. Schlafen! Vergessen! Wie süß und tief ist dieser Schlummer. Erquickender als in der sorglosen Zeit vor dem Kriege im weichen Federbette.

Durch eine schmale Lücke fließt aus der vollen Lichtschale ein dünner Strahl über das leidensvolle Antlitz eines Weibes und das blasse Gesichtlein ihres Kindes, das sie am Herzen birgt. Um die Lippen der Schlafenden bewegt es sich leicht. Ein Freudenschimmer huscht wie ein Sonnenstrahl über die Wangen, im Traume öffnen sich die fiebrigen Lippen und flüstern: Papa!?

Und mit hartem, eintönigem Rhythmus eilt der Zug an nachtschlafenden Ortschaften vorbei. Die offenen Lichter des Wagenganges huschen mit blassem Schein über die reinen Schneefelder. Die Sterne glitzern am bläulichen Winterhimmel.

Ahnt ihr auch, ihr Sterne, wie unsere arme, kleine Welt von Bruderstreit, von Völkerhass und von Kanonen wiedergällt?

Ist *einer* unter euch, der so viel Schmerz trägt, wie sie?

Dort, jenes Weib in der Ecke, mit dem Kind am Herzen, es allein trägt ja eine Welt von Leid und Hoffen in ihrer Brust. *Achzig* solche Menschen zählt mein Wagen, *fünfhundert* trägt der Zug durch die Nacht und die Millionen und Millionen, welche in den Kriegslanden kämpfen und zagen? — — —

Ob diesen Gedanken muss ich eingenickt sein. Das eiserne Lied des Zuges weckt mich wieder.

Der Morgen graut. Ein kalter, heller Tag steigt aus des Himmels blasser Bläue. Wir sind bereits in der Westschweiz. Auf dem Genfersee schwimmen phantastische Nebelschiffe. Die Alpen heben ihre duftigen Schleier von der eisigen Stirn. Wir nähern uns der Stadt am See.

Durch die Fenster und zwischen den Vorhängen hindurch schaut der Tag herein. Die Lichter werden ausgedreht. Hungrige Kindermäulchen verlangen zu essen. Eine dunstige, schwere Luft liegt in den engen Räumen. Die Vorhänge heben sich, die Fenster gleiten herunter. Auf der Wagengalerie wird es lebendig. Wo sind wir?

Ich zeige den Fragenden den See und hinter diesem die aus dem Wasser himmelanstrebenden Berge Savoyens. Da schimmern hundert Augen in Tränen. Die Mütter heben ihre Kinder empor und aller Blicke grüßen ihr Vaterland.

Auf dem Bahnhof in der Stadt erwarten uns trotz des kalten Wintermorgens wohltätige und neugierige Menschen. Das französische Element bringt hastende Bewegung und impulsives Leben. Aus den Gruppen der Zivilbevölkerung heraus leuchtet das Blaugrau einiger französischer Uniformen. Wir haben 15 Minuten Aufenthalt. Freundliche Damen und Töchter reichen Schokolade, Tee und Brot in die Wagen. Aus allen Fenstern langen Frauen-, Männer- und Kinderhände nach den dampfenden Tassen und dem duftenden Gebäck. Die Mädchen schauen nach den schmucken Kriegern aus und diese gehen von Wagen zu Wagen, müssen erzählen und alle Hände drücken. Ja, dort fordert ein liebesdurstiges Jüngferchen einen Kuss und nun halten sich dem Soldaten unter jedem Wagenfenster Mund und Wangen hin, bis sich der Zug langsam wieder in Bewegung setzt. Wie nahe beisammen wohnen doch Leid und Lust.

Auf der letzten Schweizerstation übergeben wir die fünfhundert Menschen der französischen Behörde.

Tiefe Dankesblicke, herzliche Worte und heiße Händedrücke verabschieden uns von ihnen. Über manche Wange rollt eine Träne, welche aus dem von freud- und leidüberquellenden Herzen fließt.

Lebt wohl, ihr armen Kinder Frankreichs! — „Es lebe die Schweiz!“ rufen sie uns aus dem weiterfahrenden Zuge zu; und wie dieser die französische Grenze passiert, da braust vielhundertstimmig die *Marseillaise* in den Wintertag hinaus.

In der Zeitung liest man über unsern Evakuiertentransport: Am 19. kamen hier 493 Personen an aus den Departements Nord und Pas de Calais und wurden nach kurzer Verpflegung mit dem Nachtschnellzug über Bouveret an die französische Grenze geführt.

SCHAFFHAUSEN EMIL WECHSLER

□□□

DIE SÄNGERIN

Von EMIL WIEDMER

Dèin bloßes Schreiten schon über die Bühne ist Gesang,
streichelnd, verführerisch,
eine atmende, lächelnde, unermesslich gegenwärtige Liebkosung.

Wenn Deine Zunge schwingt
und Deine Lippen sich öffnen,
O,
dann bricht über uns nieder
Taumel bunter Jahreszeiten,
golddurchströmter Frühling, silbern bewölkt,
Seligkeit himmlischer Lenze aus lauter Fliederdüften gewoben,
Musik wie Sterne lieblich singend,
verzaubernd,

dass wir wunderbar unter den Schauern Deiner Nähe erschrecken,
glücklich die Augen schließen
und an Deiner siegreichen Stirne,
in dem Schimmer Deiner Augen,
in Deiner fernhin tragenden Stimme
wunschlos zerschmelzen,
erlöschen.

□□□